

[48]

Unter der Asche.

Roman von F. Faldheim.

In den tiefen Harzwald bringt der Herbst nur wie verstopfen. Die Fichten, welche das einsame Försterhaus umgeben, bleiben treu und grün in der Sommerfreude und im Winterleid, nur ab und zu mischt eine Birke ihre gelben, eine Buche ihre rothen Blätter dazwischen und eine einzelne kraftvolle Eiche an der Seitenwand des Häuschens steht sogar noch grün, als tröge sie dem Wind und Wetter und wehre sich gegen das bunte Herbstgewand.

Meist liegt um diese Jahreszeit das auf halber Höhe des Berges erbaute Försterhaus in Nebelwolken eingehüllt und so weltverloren und versteckt, daß nur der Wegestundige es aufzufinden vermag; kommt aber einmal ein sonnenheller Tag, so bringt er auch den weit über Berg und Thal hinaus schauenden Augen eine ganz unbeschreibliche Fülle des Schönen mit.

Vor dem Försterhause auf dem freien Plage sitzt eine Dame welche in diese Umgebung offenbar nicht hineingeht, im gewöhnlichen Lehnstuhl, dessen binnengeslochener Sitz und hölzerne Rückenlehne mit Kissen und Decken ausgelegt sind, denn anders thut es die Försterin nicht für ihre gnädige Frau, welcher sie vor Jahren als Kammerjungfer gedient hat, und die vor einigen Monaten plötzlich in einem Wagen hinauf gefahren kam, um bei ihr zu bleiben.

Das gab eine Aufregung. Der Förster war nicht zuhause, die schöne blasse Frau fragte aber gar nicht, sondern sagte freundlich: „Ich bleibe eine Weile bei dir, Nieschen, gib mir deine Puffstube und schaffe mir ein gutes Bett, ich will dir Kostgeld zahlen und alle Mühe vergelten.“

Nun war sie schon zwei Monate da und der Förster und seine Frau hatten sich längst darüber geeinigt, daß die Gnädige es wohl recht unglücklich mit ihrer Heirath getroffen haben möge.

Still und träumerisch saß Adriana in dem warmen letzten Herbstsonnenschein. Kein Lüftchen regte sich hier, der Wald bildete eine undurchdringliche Schutzwehr, kein Laut störte die Stille ringsumher, als das Plätschern eines dünnen Bächleins, welches etwa zwanzig Fuß hoch von der Felswand herabfiel, der ferne Schrei eines Raubvogels und das Gackern der Hühner, welche vor dem Hause umherliefen.

Unter den ersten Bäumen des Waldes spielte das Kindermädchen, welches die Försterin auf Adriana's Wunsch hatte mieten müssen, mit den drei Kleinen derselben, die Hausfrau brachte das Kammermädchen neben der Puffstube in Ordnung und kramte dann allerlei Vorräthe, welche sonst als Luxusartikel niemals in die Försterwohnung gekommen waren, in den Schrank auf den weißgetünchten Hausflur.

Adriana sah nicht eben krank aus, nur blaß und angegriffen. Der Ernst in ihren Blicken und Zügen hatte den lümmervollen Ausdruck heute nicht, welcher so oft darin hervortrat, sondern eine freundige Ruhe, als sei ihr eine zuverlässige Hoffnung aufgegangen.

Nach einer Weile erhob sie sich. Das warme, faltenreiche Morgenkleid ließ ihre Gestalt würdevoller als früher erscheinen, wenn derselben auch die sonstige Zartheit nicht mehr so ganz eigen war.

Sie ging zu den Kindern und plauderte mit ihnen, dann schritt sie unter den Waldbäumen weiter bis zu einem nahen Aussichtspunkte. Von da sah man über die Tausende von Wipfeln hinweg in die Berge und Thäler hinein, so weit das Auge reichte, und seitwärts in das offene Land, wo Dörfer und Städte, Acker und Wiesen, von silbernen Wasseradern durchzogen, sich bis in die blaue Ferne in buntem Wechsel ausdehnten. Hier flogen die Gedanken und sehnennden Wünsche weit, weit fort, nichts hemmte sie, nichts hielt sie zurück, nicht einmal der bittere Groll, der ihr das Herz zerstreuen hatte, bis — gestern.

Die halbe Nacht hatte sie schlaflos gelegen; — wie viele ganze Nächte wohl in diesen einsamen Wochen? Aber nichts

mehr von dem Gram derselben und dem sinnverwirrenden Grübeln! Friedlich, mit dem Behagen eines schwerermüdeten Kindes hatte sie dazugelegen und glücklich vor sich hingelacht: „Ich hab's nicht glauben wollen.“

Und heute hätte sie fliegen mögen in die blaue Ferne, hätte jauchzen mögen: Alles Leid ist zu Ende, alle Sorge ist aus.

Wie hell und durchsichtig die Luft war!

Bis zu der dunklen Linie des nach dieser Seite ganz freien Horizonts drangen ihre Blicke, und wehmüthig lächelnd sagte sie vor sich hin: „Dort wo die grauen Nebelberge ragen, fängt meines Reiches Grenze an!“

Und dann fiel ihr auf einmal ein, daß sie vor einem Jahre noch irgend ein Couplet bei solcher Gelegenheit gesungen hatte. Wie unbedenklich und lustig war sie damals noch.

„Bin ich denn so ganz verändert?“ dachte sie, und auch dieser Gedanke haftete nicht in ihr, sondern wie auf den schimmernden Fäden, welche sich von Zweig zu Zweig spannen und locklösten, schwebte er mit vielen ihm folgenden an ihr vorüber, indes sie, die Hände gefaltet, da stand und dem Jubel ihrer Seele lauschte.

„Da hat sie wieder ihr Tuch nicht mitgenommen, und ich weite, sie sitzt irgendwo auf dem kalten Moosboden und weint,“ dachte die Försterin, als sie einmal von ihrer Arbeit aufschaute und den Stuhl leer sah.

Das durfte Nieschen Keinemann nicht leiden, dazu hatte sie ihre gnädige Frau zu lieb, und schon die Dankbarkeit hätte es nicht erlaubt, denn Adriana zahlte ein für die Verhältnisse der einfachen Leute glänzendes Kostgeld, dessen größten Theil der Förster zu einem Nothpfennig für die Zukunft, „wenn unser Junge einmal studiren muß,“ in die Sparflasse brachte.

So nahm denn die stinke Frau das warme, große Plaid und ging, der Weisung der Kinder folgend, ihrer Dame nach.

Auf dem Aussichtspunkte, wo der Förster eine Bank und einen Tisch gezimmert hatte, saßen dann die beiden Frauen auffällig lange beisammen und flüsterten ernst und sehr lebhaft mit einander.

Frau Nieschen behauptete freilich: „Ich hab's immer gesagt!“ aber Adriana lächelte nur und erwiderte scherzend: „Du warst immer der Neummalklug, Nieschen, weißt du noch, wie mein alter Papa dich stets so nannte.“

„Ach, die Zeit! die Zeit!“ rief Frau Nieschen, „die bleibt doch die schönste meines Lebens! Darnach lernte ich Keinemann ja kennen, und alle Tage stolzirte er in seiner Jägeruniform an unserm Hause vorüber! Und der Herr Papa! Wissen Sie's noch, gnädige Frau, wie er mich neckte und wie gut er zu mir war, als ich dann Hochzeit machte?“

Zum ersten male begann Adriana von ihrer eigenen Heirath zu sprechen. Sie ließ es nicht gelten, daß die Försterin sagte: „Ich muß hinein, das Birckhuhn für die gnädige Frau zu braten. Der Keinemann war so froh, daß er's Ihnen zum Mittag bringen konnte.“

„Lasse das Birckhuhn, Nieschen, dein Mann kommt erst zum Abend wieder, da verspeisen wir's zusammen. Komm — es ist vielleicht der letzte schöne Herbsttag, lasse uns hier am Waldrande hingehen, mich verlangt nach menschlicher Gesellschaft, ich bin des Schweigens und der Thränen satt,“ entschied Adriana.

So kam es, daß Frau Nieschen heute zum ersten male erfuhr, warum die schöne Herrin doch so übel daran war, daß sie ihren Mann und sein Schloß verlassen mußte.

„Daß du mir die Neugier im Zaum hältst und die Zunge dazu!“ hatte Keinemann ihr fast täglich befohlen. „So ein Unglück muß man respektiren, wen das trifft, dem thut jedes vorlaute Wort wehe.“

Das hatte seine Frau auch eingesehen; heute aber erzählte sie es Adriana mit leuchtenden Augen zum Beweis, daß der Keinemann ein so grundguter Mann sei, und wie sie beide

sich so oft den Kopf zerbrochen hätten, was wohl zwischen der gnädigen Frau und dem gnädigen Herrn passiert sei.

Aber alle Schuld haben wir ihm gegeben, denn die gnädige Frau ist ja sanft und geduldig wie ein Lamm und die Sünde, die an ihr ist, die will ich vom Nagel wegblasen.“ setzte Frau Nieschen hinzu, und hielt den Zeigefinger an den Mund, mit komischem Ernst über den Nagel desselben hinblasend.

Unterdeß waren zwei Jäger auf dem freien Plage vor dem Förstlerhause angelangt; junge Männer mit eleganter Jagdausrüstung.

Der eine wollte weiter gehen, der andere, kleinere, protestirte in übermüthiger Laune.

„Das kann alles nicht helfen, ich bin hungrig zum Umfallen und esse doch gar nicht ein, warum mir die Försterin nicht ein Butterbrot geben sollte.“

„Ach, Larifari, du willst nur deiner Sucht nach Abenteuern nachgeben. Hätte der alte Durst, der Fortwart, seinen Mund gehalten, statt dir von der geheimnißvollen fremden Dame zu erzählen, so wärest du jetzt nicht hungrig und verbürdest mir den schönen Jagdtag nicht. — Sei ein guter Junge, Pius, komme mit.“

„Fällt mir auf Ehre nicht ein! Ich bin ein dramatischer Dichter und brauche Stoff; le voilà! Eine schöne, sehr schöne, rothhaarige junge Dame, welche man im einsamsten Walde trifft — weinend — lesend — immer allein und meist so weiß aussehend, wie ein Marmorbild — eine wunderschöne milde Frau, die einer Fee gleich alle Kinder beschenkt, welche ihr in den Weg laufen, eine Dame in kostbaren Gewändern, wahrscheinlich eine Prinzessin! Na, aber ich muß doch sehr bitten! Ich wäre ja ein horribler Esel, wenn ich diese holde, weinende Einsame nicht zu trösten Verlangen trüge, lieber Schönburg.“

Und damit schritt der Lieutenant Pius entschlossen auf das Haus zu. Im Vorbeigehen hob er neugierig ein Journal auf, welches neben dem Kestnische lag.

„Sieh einer! Liest das Modejournal! Na — das sieht ja ziemlich irdisch aus!“ — Damit legte er das Heft auf den Stuhl.

Im Flur, in der Küche, in der offenen Wohnstube war kein Mensch zu erblicken.

„Das reine Märchen, lauter unsichtbare Bewohner!“ lachte er vor sich hin.

Er klopfte an die dem Wohnzimmer gegenüberliegende Thüre, aber kein Laut gab Antwort! Nirgend war ein Mensch zu erblicken und doch mußten hier solche Hausen und zwar einfache, reinliche Leute. Nichts Märchenhaftes war da, nur am Kleiderständer im Flur hing ein eleganter, mit seinem Pelz gefütterter Mantel, welcher auf vornehme Bewohner schließen ließ.

Pius trat nun wieder heraus und küßte an das offene Fenster von Adrianas Zimmer.

„Komm, Schönburg! Sie existiert wahrhaftig. Und eine Dame ist es! Eine Dame unsfraglich, die zur Gesellschaft gehört! Sieh! diese Eisenbürsten — ein Wappen! Ah! ah! Freiherrnkrone? Ei sieh doch! Und da liegen Handschuhe! — prima Sorte — natürlich! — Da sage noch einer, daß man nicht sofort hier bleiben möchte! Wie traulich sie sich das kleine Nest zurechtgetraut hat, meine schöne Unbekannte.“

Der Lieutenant Baron v. Schönburg war in einiger Entfernung stehen geblieben.

„Es ist eine unzersehbare Inblatktion, Pius!“

„Ach was, wenn man hungrig ist wie ein Oger? Und es wird doch erlaubt sein, in meines Onkels Revier die Förstereien zu beaugenscheinigen? Sieh doch nur, wie hübsch diese Silberrahmen von Waldboskain sind, und wie nett der Blumentisch aus alten Knorren gemacht ist! He! Hollah! Du reizende barbeinige Waldnymph, komme einmal her und gib Auskunft, wo man einen knurrenden Magen zum Schweigen bringt.“

Die letzten Worte hatte der junge Offizier dem kleinen Bauerntöchterchen zugerufen, welches mit den Kindern in die Nähe der Försterei zurück kam, nachdem sie alle vergebens gegangen waren, „Muttern“ zu suchen.

Das blöde Ding blieb schon in der Ferne stehen, und als dann die Fremden auf sie zu treten wollten, lief die ganze kleine Schaar wie scheues Wild davon.

Es blieb den beiden jungen Herrn nichts übrig, als weiter zu gehen, und bald darauf lag die stille Försterei wieder ebenso einsam wie früher.

„Wenn du nun nicht als Mentor neben mir wärest und ich nicht von meiner Gouvernante schon in den Windeln belehrt wäre, daß man das eigene Vergnügen gern und freudig dem seines Nächsten opfern soll, was so viel hieß, als daß ich sie in ihrem Witttagsklätschen nicht stören sollte — in Summa, wenn ich nicht ein so exemplarischer Mensch wäre, wie ich bin, so folgte ich meinem inneren dunklen Drange, versteckte mich bei der Försterei und belauschte die Heimkehr meiner schönen Geheimnißvollen!“ nörgelte Lieutenant Pius.

Bald aber hatte er mit seinem leichtbeweglichen Sinne sich über die erlittene Täuschung hinweg gesetzt, die Jagdlust lehrte ihn zurück, und im Eifer der Sache trennten sie sich.

So war es nicht der abenteuerlustige dramatische Dichter und Lieutenant, dem plötzlich der Fuß stockte, sondern sein Gefährte.

Am Rande eines Bestandes junger Fichten, sah er zwei Frauen daher kommen, von welchen die eine ganz fraglos die Fremde aus der Försterei, die andere die Försterin war. Sie sprachen halblaut, aber so lebhaft mit einander, daß sie den Jäger nicht bemerkten, der hinter jungen Bäumen versteckt, sie neugierig beobachtete.

„Wenn Pius doch hier wäre!“ dachte lächelnd der junge Offizier. Die „geheimnißvolle“ Dame hatte nicht das mindeste Geheimnißvolle an sich.

In ihr weiches Plaid gehüllt, einen schwarzen Spitzenschleier über dem weichen, goldfarbigen Haare, schritt sie leicht und elastisch, ohne Abnung des Laufschers auf dem Moosboden dahin. Vornehmheit und Anmuth waren ihr nicht abzusprechen, aber um schön zu sein, war sie weder jung noch blühend genug; die zarte Röthe auf ihren Wangen vermochte nicht die Spuren von Leid oder Weiden — oder war es beides? — in ihrem Antlitze zu verwischen. Aber freilich, wenn man sie nur ein wenig länger anschaute, so fühlte man sich seltsam angezogen durch dies feine, edelgebildete Antlitze und begriff sehr wohl, daß man von der Schönheit dieser Frau sprach. Aber während der junge Offizier so voll Interesse beobachtete und mit einer gewissen Schadenfreude sich ausmalte, wie der Gefährte an seiner Stelle in Ekstase gerathen sein würde, hatte sein Hund den Weg der Dame und ihrer Begleiterin gekreuzt.

Die Erstere schrak sichtlich zusammen, sah sich überall aufgeregt um, und Schönburg trat, einem unwillkürlichen Drange folgend, vor, im Begriff, respektvoll zu grüßen.

Aber schon hatte sie sich hastig abgewendet, der Försterin Arm ergriffen und ein paar Worte gemurmelt, indem sie dieselbe eilig mit sich fort zog.

Gleich darauf waren sie hinter dem Fichtenbüschel verschwunden.

„Um Gotteswillen, Nieschen — der Hund — Lauras Hund!“ hatte Adriana hervorgestoßen.

„Nein, nein, gnädige Frau, das war ja der Nero vom Herrn Oberförster, den kenne ich ja so gut,“ beruhigte die Försterin.

„Es war meines Mannes Till, glaube es mir!“ beharrte sie im hastigen Vorwärtstreben.

„Ach, wenn's der Hund des Herrn Barons gewesen wäre, dann hätte die gnädige Frau nur sehen sollen, wie der auf Sie zugeprungen wäre. Und wo der Hund, da müßte ja der Herr Baron auch sein. Ich habe aber deutlich erkannt, es war der junge Herr Lieutenant, der auch im vorigen Jahre hier jagte, damals kamen die Herren öfter zu uns.“

Es war ein unerkennbarer Zug von Enttäuschung in Adrianas Gesicht getreten; sie fühlte selbst jetzt plötzlich, daß sie vor dem gelassenen, den sie heimlich herbei sehnte.

„Kommen die Leute aus der Oberförsterei jetzt auch wieder zu euch? Ist der Herr Oberförster zurück?“ fragte sie unruhig.

„Er mag schon zurück sein, aber er ist keiner, den die Neugier etwa fortriibe. Wenn der erfährt, daß eine Dame bei uns ist, so kommt er sicher nicht; denn so scheu vor den Frauen giebt's keinen zweiten. Er hat ordentlich einen Haß auf die Damen,“ lachte die Försterin.

Adriana hörte kaum auf sie.

(Fortf. folgt.)

Der Schooßhund meiner Großmama.

(Fortsetzung.)

Karo küßte sich, wie mir Großmama berichtete, ziemlich unbehaglich. Er knurrte und geberdete sich kummervoll, wenn Großmama schied, und Großmama erzählte mir sehr umständlich, wie sie ihn tröstete und ihm versprochen müsse, morgen gewiß wieder zu kommen. Ah, es ist das geschickteste Thier von der Welt. Das geschickteste Thier von der Welt schien aber in der Folgezeit sein Schicksal erträglicher zu finden, denn Großmama gab eines Tages das Bulletin aus, daß Karo mit einem Nebenhunde Freundschaft geschlossen habe, und daß die beiden schon sehr vertraut miteinander beständen. Der Nebenhund sei auch ein Mops, aber kleiner als Karo, und heiße Diana und gehöre einem alten Herrn, der aber nur selten in die Ausstellung käme. Ich vertat sofort die Anschauung, daß dieser alte Herr, dem Diana gehöre, offenbar kein Mitglied eines Thierschutzvereines sei, welcher Ansicht Großmama beipflichtete.

So nahte allmählig das Ende der Ausstellung, und Großmama befand sich in einer Stimmung, gehoben und stolz, wie sie nur einem Feldherrn innewohnen kann, der auf dem Sprünge steht, eine Schlacht zu gewinnen. Nach langwierigem Kampfe mit Großmama war endlich auch ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Karo eine goldene Medaille erhalten müsse, und mein Erlaunen war daher groß, als mir Großmama am Abend noch Schluß der Ausstellung mit den Worten entgegankam: „Denke dir, die Preisrichter haben Karo übergangen!“

Das war wirklich eine Vermeßtheit der Preisrichter, Karo unter kaum mehr als tausend Hunden zu übergehen, und ich war sehr niedergeschlagen, denn ich fürchtete, unser heutiges Abendbrot werde unter dem Fehler der Preisrichter sehr gelitten haben. Theilnahmsvoll fragte ich, wie sich Karo dem erschütternden Ereignisse gegenüber verhalte? Karo habe anfänglich gethan, als sei er nicht verletzt, aber jetzt knurrte er häufig, und es sei notwendig, ihn zu beruhigen. Allerdings, Karo knurrte. Ich beruhigte Großmama und bemerkte, gewissermaßen scherzweise, daß ich sehr hungrig sei; ich näherte mich sogar meinem vierfüßigen Feinde und sprach ihm in einer längeren Ansprache Müth zu — es werde schon besser werden, und bei der nächsten Ausstellung werde man sicherlich einseitiger sein. Es fruchtete nichts. Großmama war den ganzen Abend hindurch verstimmt, und Karo erhob ab und zu den Kopf, wobei er einen Beulenden, mich sehr unangenehm berührenden Ton hervorstieß. Diana hatte, natürlich ebenfalls unverbient, auch keinen Preis empfangen. Ich lenkte Großmama's Aufmerksamkeit in zarter Weise auf den Umstand, daß die Medaille, dem menschlichen Dasein ähnlich, vergänglichlicher Natur sei; aber Großmama hatte keine Einsicht und machte mir, indeß ich ah, sanfte Vorwürfe, daß ich auf die Preisrichter nicht eingewirkt hatte. „Ah, das ist stark, Großmama! Einen Richter sollte ich wegen Karo's bestechen? Also du willst, daß Karo durch ein Verbrechen deines Entfels zu Ehren und Würden gelange?“

Und dabei hatte Diana auch keine Medaille erhalten.

Die nächste Zeit verging sehr trübe. Großmama klagte noch immer, und Karo verschonte durch sein Geheul meine glänzendsten Gedanken. Merkwürdig blieb es aber hierbei, daß Karo's Schmerz länger andauerte, als Großmama's Kränkung. So wie gegen Schluß eines Gewitters der Regen noch fällt, aber langsam und spärlicher; der Blitz noch zuckt, aber matter, und der Donner dumpf-leise grollt, wie ein vom Herrn zur Ruhe gewiesener wohlgearteter Krieger: so ähnlich vollzog sich auch der Großmama's, die in den ersten Tagen die goldene Medaille bezammerte, in den nächsten Tagen ihre Entrüstung kundgab, daß für Karo nicht einmal eine silberne Gedenkmonze abgefallen sei, und nach zwei Wochen nur unwirksam war, daß Karo auch nicht einmal ein Ehren Diplom erhalten habe. Nach Verlauf dieser Zeit aber schüttelte Großmama den Kopf und wäre zufrieden gewesen, wenn Karo eine ehrenvolle Erwähnung empfangen haben würde. Karo verblieb jedoch in kläglicher Laune. Er sprang häufig ans Fenster und bellte in mondcheinenden Nächten so erbärmlich, daß die Nachbarn in ihrem Gelange innehielt, und ich mich mit dem Studium des Artikels „Gilt“ im Konversations-Lexikon zu befassen begann.

Großmama erblickte in der Schwermuth Karo's einen neuen Beleg für seinen Verstand, und sie wagte es — oh, ihr eitlen Weiber! — die Behauptung aufzustellen, Karo's Ehrgefühl sei durch die Preisrichter verletzt worden. Selbstverständlich erbot ich mich sofort, Karo's Sekundant zu sein, falls er mich beauftragen sollte, die Preisrichter zum Quell herauszufordern. Großmutter aber gebrauchte ein ihr zur Lieblichkeitsünde gewordenes Schimpfwort und bat mich eindringlich, in so ernsten Dingen nicht zu scherzen, denn ich sei ein Aff!

Nachgerade aber wurde Karo so mausfieslich, daß ich mich im vollen Ernste beitreibe, bei Großmama die Ueberzeugung wachzurufen, Karo sei bedauerlicher Weise wahnsinnig geworden. Das wollte sie nun nicht glauben, obwohl auch ihr der tiefwurzelnde Schmerz unerklärlich zu werden anfing. Das konnte doch unmöglich die Medaille allein sein. Sie begann eifrig nachzugrabeln,

und ich sah eines Tages im Lesen unseres Herrn von der Vogelweide verirrt da, als Großmama plötzlich hereinkam und „Karl! Karl!“ mit solch' einer durchdringenden Stimme rief, daß ich glaube, sie wolle mir verkünden, ich sei durch eine unerklärliche Fügung des Schicksals plötzlich Universitäts-Professor geworden.

Aber es war keine Universitäts-Professur — Großmama theilte mir altemlos mit, sie wisse, was ihrem Schooßhunde fehle. Er fehne sich nach Diana, Karo sei in Diana verliebt.

Nun also, da haben wir es! Karo lehnt sich nach Diana. Ich freute mich unbändig über die Entdeckung, die Großmama auf eine mir bis zum Heutigen unerforschte Weise gethan hatte, und bat sie, mit dem Mittagsmahle zu warten, bis ich zurückkäme: ich müsse fort und ein Interat einschalten lassen: „Ein junger Hund in gut situirten Verhältnissen bittet jenes Hundesrücken, welches . . .“ oder ein ähnliches. Aber mein Scherz verging nicht. Großmama beharrte bei dem Gedanken: Karo lehne sich nach Diana, Karo habe das beste Gedächtniß von der Welt, Karo werde sterben. . . . So sprach Großmama, meine geschickte Großmama.

Am nächsten Tage erhielt ich den gemessenen Auftrag, Diana aufzusuchen.

Nun möge mir jeder Unbefangene sagen, ob es der Beruf eines jungen Gymnasiallehrers ist, die Fexien mit dem Suchen nach einem Hunde auszufüllen. Ich stand auf der Straße und gerbrach mir den Kopf darüber, auf welche Weise es mir gelingen sollte, Diana aufzufinden. Ich rannnte vor allem in das Ausstellungs-Gebäude, um vielleicht bei den dort Bediensteten etwas über Diana zu erfahren; aber in den Sälen, in denen es früher lustig gebellt hatte, ertönten nunmehr schmetternde Klirreff's, zudringliches Demengegader und lyrisches Taubengegier — ich befand mich in der Geflügel-Ausstellung. Die früheren Bediensteten waren, als für die dermalige Dienstleistung untauglich, entlassen worden. Ich forschte bei dem Verwalter des Gebäudes, ob ich keinen Katalog über die Hunde-Ausstellung bekommen könne, aber der Verwalter sah mich mitleidig an und beehrte mich, daß der Katalog noch nicht fertig sei. Vom Spürsinn eines echten Detektivs geleitet, begab ich zu den vormaligen Preisrichtern und fragte nach Diana. Diana gehöre einem alten Herrn und habe neben Karo gestanden. Die Preisrichter zuckten mit den Achseln, schauten mich dann besorgt an und versicherten mir, daß es niemand gebe, der mir etwas thue, ich möge mich nur beruhigen. Ich rannnte zu dem früheren Präsidenten der Ausstellung und bat ihn, mir Diana's Aufenthalt zu bezeichnen: Diana gehöre einem alten Herrn und habe neben Karo gestanden. Der Präsident schaute zum Himmel empor und rief wehmüthig aus: „Da siehst man, wenn die Objekte nicht nummerirt sind.“

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Eine Erinnerung.** Am 12. Juni waren es 700 Jahre, daß das österreichische Wapen entstanden ist. Am 12. Juni 1191 wurde das zu Wasser und zu Land belagerte Alfa, das frühere Stolemals, das spätere St. Jean d'Alce, von den Kreuzfahrern mit Sturm genommen. Als der Kampf beendet war, löste Herzog Leopold von Oesterreich den breiten Gürtel von seinem blutgetränkten Waffencord, die weißgebliebene Spur trat wie ein Querbalken in rothem Felde scharf hervor, und seitdem führt Oesterreich ihn in seinem Wapen. In Alfa war es auch, wo Richard Löwenherz die Fahne Oesterreichs von der Finne riß, und es darf vielleicht daran erinnert werden, daß, als im Jahre 1840 der verstorbene Erzherzog Friedrich, der Sohn des Erzherzogs Karl und der Bruder des Erzherzogs Albrecht, an derselben Stelle wie einst der Herzog Leopold in die eroberte Festung drang, damals die von ihm dort aufgefahzte österreichische Fahne, die einst ein König Englands niederriß, von den Geschützen der verbündeten englischen Flotte saluirt wurde.

* **Eisenbahnunglücksfälle.** Angesichts des traurigen Ereignisses bei Wendenheim wird folgende Statistik der bedeutenden Eisenbahnunglücksfälle von Interesse sein: 1843 am 3. Mai, Brand eines Zuges bei Belleisle (Frankreich), 50 Tode. — 1852 am 6. Mai stürzte bei Norwalk (Connecticut, Ver. Staaten) ein Zug infolge offengelassener Drehbrücke, 46 Personen ertranken, 30 wurden verletzt. — 1854 am 24. October, Entgleisung auf der Great Westernbahn (Kanada), 40 Tode. — 1856 am 17. Juli, Brand eines Zuges der North-Pennsylvania-Bahn in Pennsylvania, wobei 60 Personen, meist Kinder, verbrannten und 100 verwundet wurden. — 1857 am 15. März, Entgleisung auf der Great-Westernbahn bei Des Gardins, 60 Personen verunglückt. — 1857 am 28. Juni, Entgleisung bei Lewisham (England), 11 Personen getödtet und 100 verletzt. — 1859 am 29. Jan. stürzte auf der Süd-Wichiganbahn bei South Bend (Indianapolis, Vereinigte Staaten) ein Zug infolge einer ausgewichenen Stelle am Bahnhöfwer, 30 Tode, 40 Verwundete. — 1859 am 2. August, Entgleisung auf der Albany-Vermont- und Kentuckybahn bei Tomannod-Cree, 17 Personen getödtet. — 1859 am 30. Dez., Einsturz einer Brücke bei Columbus (Ver. Staaten), 14 Tode.

— 1861 am 25. August, Unglück im Clayton-Tunnel in London, 23 Tödt, 100 Verwundete. — 1862 am 13. Okt., Entgleisung bei Wilmshurg, 15 Tödt. — 1863 am 15. Juli, Unfall bei Port-Jervis, 50 Tödt und 60 Verwundete. — 1867 am 18. Dez., Brand eines Zuges bei Angola (Ver. Staaten), 40 Tödt. — 1868 am 14. April, Entgleisung bei Port-Jervis, 20 Tödt, 60 Verletzte. — 1868 am 20. August geriet bei Aberglen (Wortswales, England) ein Zug in Brand, wobei 20 Personen verbrannten. — 1868 am 20. August, Entgleisung auf der böhmischen Nordwestbahn, 21 Tödt, 60 Verwundete. — 1867 am 14. Juli, Brand eines Waggons der Evinbahn bei Wahl-Dove, 10 Tödt. — 1871 am 1. Juli stürzte bei Harveth River (Tennessee, Vereinigte Staaten) ein Zug, 15 Tödt, 20 Verwundete. — 1871 am 26. August, Zusammenstoß bei Revere in der Nähe von Boston (Ver. Staaten), 30 Tödt und 50 Verwundete. — 1872 am 6. Febr. geriet bei New-Hamburg (Ver. Staaten) ein Dampzug in Brand, wobei 22 Personen verbrannten. — 1872 am 24. Dez. fiel bei Northch (England) ein Zug in eine Schlucht, wobei 17 Personen getödt wurden. — 1874 am 10. Sept., Zusammenstoß bei Shipton in England, 24 Tödt, 40 Verletzte. — 1874 am 20. Okt. stürzte ein Zug in den Oberwallflus (England), 34 Personen ertranken. — 1875 am 21. Jan., Zusammenstoß auf der Great North-Eastern (England), 13 Tödt. — 1876 am 26. Sept., Unfall bei Black Vic (Ver. Staaten), 25 Tödt. — 1876 am 26. Dez., Absturz bei Abitaba (Ohio, Ver. Staaten) 60 Tödt. — 1880 am 20. Dez. ertranken 200 Passagiere infolge Einsturzes der Taybrücke; das größte Eisenbahnunglück aller Zeiten. — 1881 am 1. März, Zusammenstoß bei Wacon (Missouri, Ver. Staaten), 40 Auswanderer getödt. — 1882 am 3. Sept., Entgleisung bei Huggstien (Großherzogthum Baden), 64 Tödt, 225 Verwundete. — 1883 am 2. September stürzte ein Zug bei Steglitz in der Nähe von Berlin, 39 Tödt, 20 Verwundete. — 1885 am 25. Jan. stürzte in Newshales (Australien) auf der Gint Sibon-Melbourne ein Zug infolge Einsturzes eines Riabuffs, 12 Tödt, 28 Verwundete. — 1891 am 14. Juni stürzte bei Wödingstein infolge Zusammenbruchs der eisernen Brücke ein dichtbesetzter Personenzug in die Wirs. Die Zahl der Todten und Verwundeten ist noch nicht festgestellt.

* Aus der strasburger Revolutionsgeschichte macht die „Str. Post“ verschiedene Mittheilungen, die deutlich zeigen, wie sich auch im Elsaß die ursprüngliche und machtvolle Bewegung zur blutigen Farce, zur schaurigen Fosse verzerrte. Das strasburger Revolutionstribunal zählte fünf Mitglieder. Präsident desselben war Charles Tassin, ehemaliger Domherr in Metz, dann kam als öffentlicher Ankläger Eulogius Schneider. Die beiden Weisker waren Johann Daniel Wolff, ein früherer protestantischer Kandidat der Theologie, und Gabel, seines Handwerks ein Vergolder und Bildhändler, der dem Trunke ergeben, ohne Kenntnisse und ohne Charakter war. Ein 17jähriger Bursche, Michael Weiß, schwerhörig, verlor das Amt eines Gerichtsschreibers. Die Mitglieder des Revolutionstribunals kamen meist betrunken in die Sitzung und fielen in diesem Zustande das Todesurtheil über Unschuldige. Michael Weiß, der Schriftführer (großler) legte nach Schneider's Sturz, wenige Tage bevor er (Weiß) nach Paris abgeführt wurde, folgendes Geständniß ab: Er sagte aus, daß Gabel, als die Sache eines Speereihändlers verhandelt wurde, so heraufschrie gewesen sei, daß er in öffentlicher Sitzung anfang zu schlafen und laut zu schnarchen, so daß der öffentliche Ankläger Eulogius Schneider ihm lachend zurief: „Gabel, wenn du schlafen willst, so geh' nachhaus!“ Darauf antwortete dieser in der Trunkenheit, was er gewöhnlich stumpfsinnig in jeder Sitzung bei der Abstimmung sagte: „Bin auch der Meinung.“ Und — das Todesurtheil wurde gesprochen.“ Der Anblick der Guillotine war den Strasburgern ein Greuel. In der Nacht vom 19. zum 20. August versammelte sich eine große Volksmenge auf dem Paradeplatz, schlug die Guillotine auseinander und zwang einen vorüberfahrenden Fuhrmann, die Stüde derselben auf seinen Wagen zu laden und in die Hauptwollengasse zu fahren, in welcher der öffentliche Ankläger wohnte. Es war zwischen 11 und 12 Uhr nachts. Unter furchtbarem Geschrei ward die Guillotine vor Schneider's Wohnung abgeladen und in Stüde geschlagen. Die Hügel der Pferde wurden zerschnitten und der Fuhrmann ritt mit seinen Pferden davon. Laute Verwünschungen gegen Schneider, der sich nicht zeigte, ertönten überall. Am andern Morgen erschien der Maire Dietrich mit einigen Municipalbeamten und Soldaten auf der Stätte der Verwüstung und ließ die Straße wieder säubern. — Am 29. Okt. 1793 fand in Strasburg zu Ehren des neu ernannten Sicherheits- und Wohlfahrtsausschusses ein feierlicher Umzug statt. Es wurde aus Anlaß desselben das Geleß über das Maximum, d. h. die gesetzliche Festsetzung der Lebensmittelpreise, dem Volk vorgelesen. An der Spitze des Zuges waren einige Mannschaften der sog. Revolutionsarmee, welche die „kleine oder ambulante Guillotine“ mit sich führten; ihnen folgte Schneider mit den Mitgliedern des Revolutionsgerichts, hinter denselben kamen ein Bäcker, ein Mehlhändler, ein Tabakfabrikant und eine arme Gärtnerfrau aus der Kluprechtsau, Dorothee Franz, die angeklagt war, zwei Köpfe

Salat um 20 Sols verkauft zu haben. Auch der Ladbenedener eines Speereihändlers befand sich dabei und zwar wegen eines geringfügigen Vergehens, das ihm das Leben kostete. Eine zur Jakobinerpartei gehörige Frau ging mit der festen Absicht in den Speereiladen, den Gehilfen, den sie nicht leiden mochte, ins Verderben zu stürzen. Sie kante etwas ein und gab dann dem jungen Menschen einen Dreißiger in Geld, worauf ihr der arglose Gehilfe das Uebrige in kleinem Gelde herausgab. Das war aber damals — „Freiheit der Volksherrschaft“ — verboten, weil man nur in Lstignaten ausbezahlen durfte. Die Frau zeigte den armen Gehilfen sofort an, der gefänglich eingezogen und dann bingerichtet wurde. — Die guten Strasburger mußten sich im Jahre 1793 nicht nur an den Anblick, sondern auch an die Verherrlichung der Guillotine gewöhnen. Als im Dezember 1793 die Nachricht der Einnahme von Toulon nach Strasburg gelangte, fanden große Festlichkeiten statt. Abends wurden die Häuser in allen Straßen beleuchtet; auch der Tempel der Vernunft (das Münster) prangte in bengalischem Licht. Ja, auch die auf dem Paradeplatz stehende Guillotine wurde beleuchtet! Ein damals erscheinendes Blatt, die „Strasburgische Zeitung“ schreibt wörtlich: „Auch Madame Guillotine wurde illuminirt.“

* Vom Kaiserhof. Unteroffizier: „Schulze, Schmachtlappen! Macht der Kerl wieder 'n Festich wie der selbige Nestulap über de Kochschen Tubertelpastillen!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Dresden, 18. Juni. Die seit einiger Zeit im Residenztheater unter Leitung des Hrn. E. M. Maunthner gastirende berliner Schauspielergesellschaft hat bis jetzt zwei dramatische Neuheiten zur Aufführung gebracht, von denen die eine, die von Oskar Blumenthal nach dem Englischen des H. W. Pinero bearbeitete vieraktige Komödie „Falsche Heilige“, überhaupt zum erstenmal in Scene gegangen ist. Dieses an und für sich nicht der trivialen Gattung angehörige Stück hat seinen eigentlichen Schwerpunkt nicht in der Charakterzeichnung, sondern im Gang der Handlung und in der Scenenführung, worin entsprechende Werke neuerer französischer Dramendichter zum Muster genommen sind. Die Handlung selbst besteht im Wesentlichen in dem Intriguenpiel und der schließlichen Niederlage einer ichselnheitigen und schlaue berechnenden Gouvernante, die sich von einem Marquis, ehe sie ihm ihre Unschuld opfert, ein schriftliches Eheversprechen geben läßt und daraus nach seiner Verheirathung mit einem reichen und dabei liebenswürdigen Mädchen Kapital zu schlagen sucht. Unbestreitbar ist die Komödie mit großem Geschick gearbeitet, und dabei ist der zuweilen mit echt blumensthal'schen Witsen und Witschen durchgezogene Dialog so elegant, daß sie dem Zuschauer lebhaftes Interesse abzugewinnen vermag. Die nächste Spielzeit des berliner Lessing-Theaters soll mit ihr eröffnet werden. Auf einem ganz anderen Gebiete liegt die zweite Neuheit: Heinrich Stobitzer's Schwanz „Der Garnisonsteufel“. Den Werth dieses Stückes darf man nur nach dem Grade bemessen, in welchem es seinen alleinigen Zweck erreicht: den, das Publikum nach des Tages Last und Hitze zu erheitern. Und diesem Zwecke genügt dasselbe trotz manches sehr Gewagten und Unwahrscheinlichen in vollem Maße. Zudem ist rühmend hervorzuheben, daß der Schwanz nichts enthält, was gegen die gute Sitte verstößt.

* Auf die herrlichen Naturgenüsse, die uns der Harz zu bieten vermag und die jetzt in der sogenannten Reisezzeit von so vielen aufgesucht werden, führt uns „Meyers Wegweiser“ durch den Harz“ hin, dieses vortreffliche Büchlein, das als soeben in erster, vermehrter Auflage erschienen von dem bibliographischen Institut in Leipzig angefündigt wird (Preis roth kartoniert 2 M.). Die Verlagshandlung ist unermülich in der Vervollständigung dieses anerkannt besten Harzführers. So ist die neue Auflage wieder um zwei neue große Spezialarten vermehrt, welche direkt dem Südbar, im besondern der Gegend von Stolberg, Neustadt, Nfeld und Lauterberg—Nabensberg—Sachsa zu gute kommen. Damit entfällt nunmehr Meyers Wegweiser unter seinen zehn Karten sechs große Spezialarten (1 : 60,000, bez. 65,000), welche die Haupttouristengebiete des Harzes kartographisch erläutern. Meyers Wegweiser bietet somit gegenwärtig das beste Kartenmaterial für den Harz, da die Generalstabkarte und Meßtischblätter für einzelne Theile dieses Gebirges sehr veraltet sind. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß Meyers Wegweiser sich der offiziellen Mitwirkung des Harzclubs bei jeder Neuherausgabe erfreut und somit gleichsam den Charakter eines Vereinsbuches trägt. Kurz, wer mit „Meyers Wegweiser“ in der Tasche reist, ist aufs Beste beraten.